Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 30 (1940)

Heft: 18

Artikel: 1798 : Brandschatzungen, Kriegssteuern u. immer neue Leistungen für

die fremde Armee [Fortsetzung]

Autor: Jaggi, Arnold

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-643455

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

1798

Brandschaßungen, Kriegssteuern u. immer neue Leistungen für die fremde Urmee

(Fortsetung)

Von Arnold Jaggi

Im ganzen haben demnach die Franzosen Bern alsein in gemünztem Golde und Silber 15 Millionen abgenommen. Dazu kamen erst noch die Zeughausbestände und die Lieferungen von Staat und Gemeinden, die anfangs ohne jede Entschädigung blieben. Zählt man all das zusammen, so kommt man schäungsweise zum Schluß, daß Bern dis zum 1. Mai 1798 aus öffentlichem Gut etwa 24 Millionen auf den Altar Frankreichs legen mußte. Das war, auf den Ropf ausgerechnet und die veränderte Kaustrast mitberücksichtigt, mehr als das Doppelte der Kriegsentschädigung, die Frankreich 1871 an Deutschland zu entrichten hatte. Was das Privateigentum in dieser Zeit durch Plünderungen, Kaub und Zwangsabgaben eingebüßt hat, ist hierin nicht inbegriffen.

Da das helvetische Direktorium sah, daß das öffentliche Gut überall gefährdet war, wies es die Regierungsstatthalter an, alle öffentlichen Kassen, Wagazine und Bibliotheken mit dem helvetischen Siegel zu versehen. Allein das nützte nichts. Am 21. Mai 1798 z. B. begab sich ein französischer Beamter, begleitet von sieben Soldaten mit aufgepslanztem Bajonett, in die soldthurnische Schatzammer, riß die Siegel weg und raubte das Staatsvermögen. Man sah selbst die einzelnen Soldaten in die Geldsäcke greifen und ihre Taschen füllen.

* * *

Bis dahin war die Stadt Zürich von Truppen verschont geblieben. An einem Morgen in den letten Tagen April jedoch erschienen plötlich vor dem Kathaus zwanzig Husaren auf schweißtriesenden Koßen. Im Laufe des Nachmittags solgte Truppenabteilung auf Truppenabteilung. Am Abend sah man Schauenburg über eine der Brücken spazieren. "Es ist ein sehr großer, schöner Mann", berichtet ein Tagebuchschreiber. Ansangs Juni begab sich Kouhière mit einem Gesolge zur Schatkammer im Großmünster. Sie entsernten das helvetische Siegel und schäften nach den Schlüsseln, erhielten sie aber nicht. Da ließ Rouhière einen Schlösseln, erhielten sie aber nicht. Da ließ Rouhière einen Schlösseln, erhielten sie aber nicht. Da ließ Kouhière einen Schlösseln, erhielten sie aber nicht. Da ließ Kouhière einen Schlösseln, erhielten sie aber nicht. Da ließ Kouhière einen Schlösseln, erhielten sie aber nicht. Da ließ Kouhière einen Schlösseln, erhielten sie aber nicht. Da ließ Kouhière einen Schlösseln, wie der Kegierungsstatthalter gegen die Gewalttat protestierte, antwortete ihm einer der Franzosen — Rapinat — furz: "Hier die Bajonette!" Eine Wache wurde aufgestellt, und bald verlud man den Schatz auf Wagen.

Zwei Zeitungen berichteten wahrheitsgetreu über diesen Borgang. Die Redaktoren mußten darauf vor Rapinat und Schauenburg erscheinen. Dieser verbot ihnen bei Strase von hundert Stockprügeln auf den Hintern oder besonders entehrender Berstümmelung "vor der Front der Armee, weder Gutes noch Böses von den Kommissarien, von ihm oder von seinem Heer zu schreiben". — Das war französische Prehsreiheit.

Ahnlich wie die Staatsgelder Berns, Solothurns und Zürichs wurden auch die Luzerns und Freiburgs geraubt und zum Teil unterschlagen. Zudem leerten die Franzosen auch hier Zeughäuser und Wagazine und verschleuderten ihren Inhalt.

Die Befreier begnügten sich mit all dieser Beute noch nicht. Schon der Konvent hatte höhnisch erklärt, Frankreich sei nicht reich genug, um Europa gratis zu befreien. Wie andere Bölker, so bekamen auch die Schweizer das gründlich zu verspüren. Die französischen Machthaber in unserm Lande verlangten von den alten Regenten Zürichs und der vier Patrizierorte, sowie von den Klöstern St. Urban, Luzern und Einsiedeln eine Zahlung von zusammen 16 Millionen Livres. Hievon sollte Bern 6, Freiburg, Solothurn und Luzern je 2, Jürich 3 Millionen und die erwähnten Klöster eine entrichten. Als Geiseln wurden zwölf Batrizier aus Bern und acht aus Solothurn nach Straßburg

und hüningen abgeführt. Es war den sechsundsiebzig bernischen Familien gang unmöglich, die 6 Millionen aufzubringen. Schließlich glückte es Jenner, sie auf 2 herunterzumarkten. Die Steuer lastete auch so noch schwer genug auf den Betroffenen. Sie mußten eines Tages ihr Silbergeschirr korbweise aufs Rathaus tragen und in einem Zimmer ausschütten. Nach und nach türmte sich ein gewaltiger Haufe auf. Es kam vor, daß die französischen Angestellten sich dieses und jenes besonders schöne Stück ohne weiteres zueigneten. Um das zu verhindern, zerschlug und zerstampfte Ratsherr Albrecht Rudolf von Büren sein Silberzeug mit einem hammer, bevor er seine Sohne mit den zwei großen Körben von haus schickte. Das Abgelieferte wurde nur nach dem Gewicht und zu niedrig berechnet. Das ermöglichte zuweilen den betreffenden französischen Funktionären, die das Zusammengetriebene verkauften, große Zwi= schengewinne zu machen.

In Freiburg, Solothurn und anderswo hatten die alten regimentsfähigen Familien ebenfalls unendliche Mühe, das verlangte Geld zusammenzubringen. Umsonst suchen sie im Ausland gegen hohe Zinse Kapitalien aufzunehmen. Es blieb ihnen nach Ablieferung des Silbers zuletzt nichts anderes übrig, als ihren einheimischen Schuldnern — es betraf Handwerfer, Kausseute und vor allem Bauern —, die Gülten zu fünden. Diese Schuldner konnten aber vielsach ihrerseits nicht bezahlen und mußten zusehen, wie man begann, ihre Güter unter den Hammer zu bringen und wie die Preise der Liegenschaften sansemer zu bringen und wie das Wohl und Wehe der einen Bolfsschicht von dem der andern abhängt. Die einsehenden Betreibungen schusen natürlich Beunruhigung. Kantonale Verwaltungskammern und Statthalter machten das Direktorium darauf ausmerksam und beuteten an, daß die Leue an den Bettelstab kämen und revolutionäre Bewegungen entstehen könnten.

* *

Als Zürich die Nachricht erhielt, daß die Mitglieder der alten Regierung 3 Millionen Livres zahlen sollten, "war alles betrübt". Die Wahlmänner der Stadt versammelten sich, um zu beraten, wie die Summe zusammenzulegen sei. Sie wurden jedoch bald schlüssig, dieses Geschäft "den alten Gnädigen Herren" zu überlassen. Nun mußten diese auf den Plan treten. "Ach, Gott", so seuszt unser Tagebuch-Versasser, was war das für "eine traurige Session in der ehemaligen Kät- und Burgerstube! Die Franken machen uns arm. Hat der Reiche nichts mehr, so kann er dem Handwerker keine Arbeit geben. O, wie wird es in den Haushaltungen aussehen!"

In der Tat: Handel und Gewerbe stockten. In Basel waren im Mai 1798 6000 Arbeiter brotsos, zum Teil deshalb, weil der Gotthardpaß wegen militärischer Beanspruchung auf längere Zeit gesperrt wurde.

Besonders schwer trug das Land daran, daß es die französische Armee mit ihren Rossen, ihrem Weibertroß und ihren Lazaretten, sowie die nach Italien durchziehenden Heeresmassen unterhalten mußte, galt doch der Grundsat: Die Truppen sollen "allenthalben, wo sie seien, stehend oder reisend, in Korps oder einzeln, auf der Einwohner Untösten leben". So hatten Stadt und Land jahraus, jahrein zwangsweise ohne Entschädigungen oder gegen wertlose Gutscheine gewaltige Wengen Brot, Wein, Branntwein, Salz, Kerzen, Heu, Stroh, Hafer und Holz zu liesern, von der Stellung des Schlachtviehs und der Pferde nicht zu reden. — Bis zum 1. Mai 1798 mußte Bern allein 4200 Kosse übergeben. Rouhière konnte gegen Ende des Jahres

seiner Regierung mit Stolz melden, die helvetischen Schäte, die zuwor hinter Schlöß und Riegel gelegen, seien für die Bedürfnisse der Armee verwendet worden. Sie lieserten, wie erwähnt, 3 Millionen für den Feldzug Bonapartes nach Agypten, 1,500,000 Franken für den rückständigen Sold der italienischen Armee, weitere 400,000 Franken nach Zisalpinien, "und doch haben wir uns während mehr als acht Monaten selbst erhalten. Die Kavallerie ist neu beritten, die ganze Armee ist genährt, gekleidet, besoldet worden, ohne daß es die französische Kepublik einen Psennig gekostet hätte".

Der Fall des alten Bern

Das Trommelfeuer der Propaganda lähmt die Schweiz und isoliert Bern

Mit zwei Figuren suchte Frankreich seinen Kampf um die Schweiz zu gewinnen, mit dem Krieger und mit dem Kevolutionsmann oder den Kevolutionsmännern, den einheimischen oder den ins Land geschickten. Der bekannteste unter diesen letztern ist der oft erwähnte Josef Mengaud. Er kam im September 1797 in die Schweiz. Um die Jahreswende wurde er zum ordentlichen Geschäftsträger, zum Gesandten, ernannt. Man

hatte ihm die Aufgabe gestellt, die Schweizer zu bearbeiten, sie mit schönen Worten zu locken, zu bezaubern, zu entzweien, aufzustacheln und zu verwirren. Er hatte zu lügen, zu wühlen, das Land zu umgarnen, zu unterhöhlen und ins Unglück zu fturzen. Dem, was er als Amtspflicht übernahm, genügte er nicht etwa bloß von außer her um des Lohnes willen. Er machte sie viel= mehr zu seiner Sache und seinem Anliegen. Die Revolutionie= rung der Schweiz sollte fein Werk fein. Wer ihn in feinen Lieblingsgedanken und Unternehmungen störte, wer ihm Widerstand leiftete, wer den Erfolg gefährdete, den hafte er mit feinem ganzen Ingrimm. Zuweilen rafte er in seinen Schreiben wie ein Fiebertranter. Als anfangs Februar die Solothurner Regierung ungefähr vierzig Neugefinnte hinter Schloß und Riegel gestedt hatte, da meldete er das wutschnaubend dem Direktori= um und fnirschte: "Ah, wenn ich nicht Euren Tadel fürchten mußte, wie wollte ich Euch die Kanaille zurichten!" Und dann spricht er davon, was es in diesem selben Kanton für hübsche Flüßchen gabe und was für ein Bergnügen er daran fände, "die Fische in ihnen mit dem frischen Fleisch der Priefter und Oligarchen zu mästen". Das Direktorium mußte den Ungebärdi= gen gelegentlich in die Schranken weisen.

Fortsetzung folgt.

Knospen springen

Glänzend und klebrig, wie frisch lackiert, werden die Anofpen durch die ersten Strahlen der wärmenden Frühlingssonne. Da weiß ich, daß die Zeit eines großen Schauspiels gekommen ist. Wer das Wunder der Blattwerdung einmal aus nächster Nähe beobachten konnte, dem geht der Sinn gewisser Worte, die wir ganz allgemein für wachsendes Leben brauchen, in ihrer ursprünglichen Bedeutung wieder aus: Entwicklung — sehen wir da nicht wie braune Hüllen gelöst werden? — Entsaltung — bricht da nicht das zusammengelegte Blatt hervor und breitet sich aus?

Um ja nichts zu versäumen und alles aus nächster Nähe betrachten zu können, hole ich mir einige Zweige der Koßfastanie herein und stelle sie in frisches Wasser mitten auf meinen Tisch, wo ich sie immer vor Augen habe. Die Anospen schwellen von Tag zu Tag — bis plöglich die braunen Schuppen, die die dicken Köpse glatt umschließen, nicht mehr richtig passen. Unter der braunen Schicht wird eine zweite, gelblichgrüne sichtbar. Schon denke ich: Nun kommen die Blätter — aber so schnell geht das nicht! Es sind abermals Hüllen. In verschwenderischer Fürsorge hat die Natur Schut für das entstehende Blatt geschaffen.

Werden die Tage wärmer, drängt das Leben unaufhaltsam vorwärts: Die Schuppen werden von innenher geradezu aufgebrochen. Was da drinnen so ungestüm ans Helle will, wird nun als seidenzarter, weißlich-grauer Flaum erkennbar. Wie frisch aus dem Ei geschlüpste Vögelchen, so weich und hissos und ebenso ungelenk liegen die noch ungesormten, enggesalteten Blätter zwischen den glänzenden Schuppen der gesprengten Kapsel.

Ein paar Tage scheinen die Nesthätchen sich nur wenig zu rühren. Wie schützende Hände umspannen die zukünstigen Blätter noch sorgsam das Knospenherz, als einen sehr kostbaren Schatz.

Doch eines Morgens haben zwei der kleinen Hände sich vom Blattknäuel gelöst und ragen wie inbrünstig bittend ins Licht. Die Sehnsucht eines ganzen Winters wirst sich mit diesen weißschimmernden, pelzigen Händchen der wärmenden Sonne

Wer nun in mein Zimmer kommt, staunt über den "Blumenstrauß". Gelblich, zart und kostbar wie tropische Riesenblüten, sehen die mächtigen Blattknospen von weitem aus, und jeder entdeckt bei näherem Zusehen gleich die sehnsüchtig gehosbenen Ürmchen: Hier ein Paar und da noch zwei — aus jeder Anospe reckt es sich bettelnd. Die füns Blattrippen bilden deutslich die Finger, unter dem seinhaarigen Belz wird auf der inneren Handsläche frisches Grün sichtbar und neue Bewegung kommt in die gehobenen Glieder.

Was bis jett gleichmäßig aufwärtsftrebte wird plöglich pathetisch, sozusagen im Handgelent, zurückgeworsen. Und ich bente still für mich: Nun beginnt das Deklamieren. Wie kleine Gnome sitt es auf allen Zweigen. Immer vielfältiger werden die Handstellungen. Fast lächerlich großartig oder preziös gespreizt die einen, wie bei scheuen Kindern ängstlich vors Gessichtlein gepreßt, die andern. Hier wird zimperlich und geziert ins Leere gegriffen, dort aber heben sich segnende Hände ans dächtig empor.

Run haben die Anospen in freier Luft und Sonne meine eingestellten schon längst überholt. Aber auf allen Bäumen fann ich ja die Fortsetung sehen. Goldig und samten wie unerklärliche Kostbarkeiten stehen sie gegen den brandblauen Himmel.

Von Tag zu Tag kehren sich die Blattrippen der einzelnen Lappen mehr nach außen, und damit verschwindet allmählich der graubraune Flaum. Sämtliche Blätter haben nun die Blätenknospe frei gegeben und hängen knallgrün und spikwinklig, wie gebrochen, vom Stengel, alle streng senkrecht nach unten. Es sieht fast aus, als seien sie ob der vielen Arbeit müde und hängen krastlos, schlapp und welk — berührt man sie aber, sindet man sie zum Knacken frisch und die scheinbare Erstarrung ist wie ein letztes Atem-Anhalten vor der Bollendung.

Dann kommt plöglich ein großes Strecken und Auseinanderspreizen — die Blätter erhalten ihre endgültige Handform. Noch etwas steif und jugendlich, ungelenk zuerst, aber von Tag zu Tag sieht man sie wachsen. Mit dem Größerwerden erhalten sie neue Geschmeidigkeit. Die einzelnen Finger hängen wieder leicht und regen sich spielend im kleinsten Hauch — jetzt sind sie im Dirigentenstadium!

Während das Laub sich immer mehr senkt, ist die Blütenstnospe ins Licht gewachsen. Als lange Rispe strebt sie aus dem Blattbüschel am Ende jedes Zweiges hervor. Warten wir noch ein Weilchen — bald, gar bald, werden diese unscheinbaren Stengel als dicke, weiße Kerzen, so senkrecht und seierlich über den ganzen Baum verstreut, wie lauter Jubel in den Himmel ragen!